

Flucht in den Westen im Herbst 1947

In Kursewanz hatten wir zwar noch die russische Verwaltung, doch die Übergriffe und Drangsalierungen, besonders durch die Polen, nahmen erschreckend zu. Seit dem Ende des Krieges waren inzwischen zwei Jahre vergangen. Wir hatten zwar überlebt, doch hatten wir keinerlei Zukunftsperspektiven. Mutter erkannte den Ernst der Lage und trug sich mit dem Gedanken, die Heimat aufzugeben. Sie hoffte natürlich auch, dass sie Vater wiederfinden würde. Die Alternative wäre gewesen, die deutsche Staatsbürgerschaft aufzugeben und für Polen zu votieren. Großmutter war zunächst entschieden gegen unseren Plan, musste sich aber schließlich fügen, da auch Tante Erna auf unserer Seite war. Heimlich organisierte Mutter über eine polnische Familie, mit der sie in freundschaftlichem Kontakt stand, den Fluchtplan. Großmutter hatte immer noch die absurde Hoffnung, dass die Besatzer später abziehen würden und wir in die Heimat zurückkehren könnten. Sie trennte sich schwer von den mühsam erworbenen Sachen, die sie jetzt zurücklassen musste. Das gute Porzellan-Geschirr und die Silberbestecke waren zu schwer, um sie bei unserer Flucht mitzunehmen. Sie gönnte die wertvollen Stücke aber auch keinem anderen und hatte eine verrückte Idee, in die sie mich einweihte. Ich sollte ihr bei der Ausführung helfen, die äußerste Geheimhaltung verlangte. Nach Einbruch der Dunkelheit sollte die Aktion starten. Die Silberbestecke hatte sie in alten Lappen zu

einem Bündel zusammengeschnürt und zusammen mit Geschirrtellen in einen Rucksack gepackt. Das restliche Geschirr war in einem Korb verstaut. Als es dunkel genug war, machten wir uns auf den Weg. Großmutter trug den Korb mit Geschirr und ich den Rucksack und in der Hand einen Spaten. Unser Weg führte zum Friedhof, der ca. 1 km außerhalb des Dorfes lag. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Es war unheimlich still, nur hin und wieder ließ sich das Krächzen eines Kauzes vernehmen. Den überwiegend mit Tannen bewachsenen Friedhof hatten wir bald erreicht und fanden Großvaters Grab auch bei Dunkelheit. Obwohl ich nicht ängstlich war, verspürte ich doch ein unheimliches Gefühl, als ich daranging, auf dem Grab ein etwa 3 Spaten tiefes Loch zu graben, in das wir die mitgebrachten Schätze ablegten. Anschließend wurde alles wieder sorgfältig verschlossen und oben auf wieder der vorher entfernte Grünbewuchs platziert. Die Tannen rauschten leise im lauen Wind, und hin und wieder gaben die Wolken ein fahles Mondlicht frei. In dieser Nacht konnte ich noch lange keinen Schlaf finden und wälzte mich im Bett hin und her. Ob sich der vergrabene Schatz wohl heute noch an gleicher Stelle befindet? Am nächsten Tag wurden die Sachen, die mit auf die Reise gehen sollten, auf zwei selbst gebastelte Bollerwagen gepackt: einige Textilien, zusammengeschnürte Federbetten und Wolldecken, Proviant für einige Tage und Dokumente. Der Termin des nächsten Transportes war uns bekannt, und wir sollten uns einen Tag vorher im Sammellager melden. Der deutschfreundliche Pole brachte uns für einige Wertgegenstände, die wir sowieso zurücklassen mussten, bei Nacht und Nebel mit unseren Habseligkeiten nach Köslin zum Sammellager. Dort wartete eine große Menschenmenge unter freiem Himmel. Eine DRK-Station sorgte für die Registrierung, und jeder erhielt eine Gratis-Impfung. Wogegen die Impfung erfolgte, ist nicht bekannt. Dann hieß es wieder, warten und sich gedulden. Auf dem Gelände, wo sonst die Güterwagen abgefertigt wurden, hatten sich einige 100 Menschen, alte und junge, Mütter mit kleinen, weinenden Kin-

dern versammelt. Dazwischen ein Knäuel von verschiedenen voll beladenen Rollwagen. Es war Sonntag und das Datum der 7.9.1947. Uns war nicht sonntäglich zumute, alle waren eher dem Weinen nah. Das sollte jetzt endgültig der Abschied von der geliebten Heimat, von den glücklichen Kindertagen im Heimatort, sein. In all dem Durcheinander entdeckte Mutter plötzlich ihren Bruder Otto Olm mit Frau und seinen Kindern. Das war das erste Wiedersehen nach dem Krieg. Auch sie hatten es in ihrem Ort nicht mehr ausgehalten und warteten jetzt auf den Abtransport. Auch aus unserem Heimatort Wusseken waren Bekannte dort, die uns berichteten, dass sie mit zu den letzten Deutschen gehörten, die das Dorf verlassen hatten. Diejenigen, die dort bleiben wollten, wurden gezwungen, die polnische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Endlich fuhr gegen 13 Uhr ein Zug mit unendlich vielen Viehwaggons in den Bahnhof ein. Das Bahnhofsgebäude war von dem Beschuss aus den letzten Kriegstagen immer noch zerstört und wenig aufgeräumt. Die Menschen durften einsteigen, und ein großes Gedränge setzte ein. Ein jeder wollte der Erste sein, und die Furcht war groß, nicht mitzukommen. Uns gelang es, einen Waggon zu besteigen und auch unsere Karren hochzuheben. Soweit ich weiß, blieben keine Menschen zurück, als sich der Zug in Bewegung setzte. Wohin die Reise ging, war keinem von uns bekannt, nur an den vorbeiziehenden Stationen Belgard, Schivelbein, Labes, Stargard und schließlich Stettin konnten wir uns orientieren. Der Zug war so langsam vorangekommen, dass wir erst spät abends in Stettin ankamen. Die Nacht mussten wir in den Waggons verbringen. Ich hatte mir seit unserer Abfahrt aus Köslin in einem kleinen Notizbuch Vermerke über die Stationen unserer Reise gemacht, was sich von großem Nutzen erweisen sollte. Sonst hätte ich später die einzelnen Stationen unserer Reise nicht nachvollziehen können. Nach der 1. Nacht im Waggon hieß es: „alles aussteigen“. Der ganze Treck mit Sack und Pack setzte sich in Richtung einer 1 km entfernten Werkshalle in Bewegung. Dort wurden uns auf 3 Etagen Lagerplätze auf dem nackten Bo-

den zugewiesen. Wir waren auf der unteren Ebene, auf der sich die meisten Menschen drängten. In einem Nebengebäude war eine Sozialstation eingerichtet, die alle durchlaufen mussten zwecks erneuter Registrierung, oberflächlicher Untersuchung und schließlich zur Entlassung. Wir hatten zwar keine Läuse, doch waren wir für die Nacktdusche trotzdem dankbar, auch wenn wir danach nach ekliger Chemie rochen. Inzwischen war es wieder Abend geworden. Notdürftig in unsere mitgenommenen Decken gehüllt, schliefen wir vor Erschöpfung ein. Am nächsten Morgen herrschte große Unruhe, weil bewaffnete Polen Gepäckkontrollen durchführten. Offensichtlich suchten sie nach Wertsachen, die sie den Menschen rücksichtslos abnahmen. Als wir an der Reihe waren, musste Mutter zwei Sparbücher, die sie in einer Tasche versteckt hatte, herausrücken. Ich musste meinen zusammengeschnürten Bettsack aufrollen, aber Wertsachen waren darin nicht versteckt. Nach diesem Vorfall hieß es, die Reise sollte weitergehen. Doch nichts geschah, und eine weitere Nacht brach an. Am nächsten Tag sah Mutter ihren Bruder Otto wieder. Dieser hatte es sich mit der Familie im 3. Stock bequem gemacht. Dort oben war mehr Platz und so zogen wir am Nachmittag ebenfalls nach oben. Von hier aus hatte man eine schöne Aussicht auf den Dammscher See. Während der nächsten beiden Tage passierte nichts. Unsere einzige Tätigkeit bestand in Warten und Anstehen, um einen Teller dünne Suppe zu empfangen. Unser Reiseproviant von zu Hause war fast aufgebraucht. Am Folgetag, dem 13.9., wurden junge Leute für Arbeiten in privaten polnischen Familien gesucht und gute Verpflegung in Aussicht gestellt. Trotz der Ungewissheit, was uns erwartete, bin ich ebenfalls dabei und muss mit einem weiteren Leidensgenossen einen Balkon vom Schmutz befreien. Wir machten unsere Arbeit gut und wurden tatsächlich mit einem vernünftigen Essen belohnt, auf das wir schon tagelang verzichten mussten. Es handelte sich offensichtlich um deutschfreundliche Polen, die uns etwas Gutes tun wollten. Abends kam wieder der Kleinlaster vorbei und brachte uns zum Lager zurück.

Am Sonntag, dem 14.9., kam ein weiterer Transport aus dem Osten an, und es verbreitete sich die Nachricht, dass heute noch alles abtransportiert werden sollte. Diesmal stimmte die Parole, und abends begann das Besteigen der Waggonen. Um 22 Uhr endlich setzte sich der Zug mit unbekanntem Ziel in Bewegung. Als es wieder hell wurde, waren wir in Kreuz und gegen Mittag in Posen. Wir hatten allgemein ein ungutes Gefühl. Was sollten wir in Posen? Fuhren wir noch weiter nach Osten statt nach Westen, evtl. nach Sibirien? Große Angst machte sich breit. Hinzu kam, dass erneut alle zur Entlausung mussten, derweil die Polen Gelegenheit hatten, unsere Sachen zu durchwühlen und hier und dort etwas entwendeten. Abends ging die Fahrt weiter, wohin sagte uns keiner, in eine ungewisse Zukunft mit unbekanntem Ziel. Gegen Morgen merkten wir zu unserer Erleichterung, dass der Zug die Richtung geändert hatte und sich jetzt westwärts bewegte. Auf freier Strecke hielten wir plötzlich und warteten von Stunde zu Stunde auf die Weiterfahrt, den ganzen Tag, die ganze Nacht. Erst am nächsten Morgen ging es weiter. Wir passierten den Bahnhof Forst, dann Finsterwalde, Kirchheim, Wittenberg, Dessau, Eberfelde-Köthen und Endstation. Erneut wird unsere Geduld auf die Probe gestellt und es heißt, warten, warten. Noch eine Nacht verbringen wir im Viehwagen. Am nächsten Morgen werden wir erlöst und dürfen unseren Luxuszug verlassen. In der sozialistischen Demokratischen Republik angekommen, werden wir zu Fuß zum 15 Minuten entfernten Lager geleitet. Das Gepäck wird auf einen Wagen geladen und gefahren. Das Lager bestand aus mehreren Baracken, umgeben von einem hohen Maschendrahtzaun mit Stacheldraht und machte auf uns den Eindruck eines Gefangenenlagers. Genau so fühlten wir uns denn auch, obwohl wir froh waren, wieder unter deutschen Landsleuten zu sein. Uns wurde eine Stube mit 4 Betten zugewiesen. Ich will noch erwähnen, dass die Großmutter und die körperbehinderte Tante Erna die Odyssee unserer Aussiedlung ebenfalls gut gemeistert hatten. Die Prozedur der erneuten behördlichen Erfassung begann, und zusätzlich wur-

de uns die Möglichkeit gegeben, an Angehörige ein Telegramm aufzugeben. Da von unserer Verwandtschaft nur Onkel Willi aus Berlin in Frage kam, sollte er ein Telegramm über unseren jetzigen Aufenthaltsort erhalten, obwohl wir nicht wussten, ob seine Anschrift noch zutraf und er am Leben war. Das Lager durften wir vorerst nicht ohne Genehmigung verlassen. In der Folgezeit wurden wir gut gepflegt und erholten uns langsam von den Strapazen. Tage darauf werden alle zum Duschen und erneut zur Entlausung gefahren. Wie wir von der Säuberungskur zurückkommen, erwartet uns eine große Überraschung. Onkel Willi hatte das Telegramm erhalten und sich sofort auf den Weg gemacht, um uns zu besuchen. Die Freude war natürlich riesengroß, und es gab viel zu erzählen. Die schönste Neuigkeit war, dass er uns bestätigen konnte, dass Vater am Leben war und in Schleswig-Holstein im Ort Leck bei einem Kriegskameraden, der ebenfalls das Schuhmacherhandwerk betrieb, untergekommen war. Nach Kriegsende hatte sich Vater bei seinem Bruder schriftlich gemeldet und stand seitdem in Briefkontakt. Nun war es keineswegs so, dass wir uns in die Bahn setzen und nach Schleswig-Holstein reisen konnten. Das verbliebene restliche Deutschland war in Besatzungszonen aufgeteilt, und eine freizügige Reise ohne gültige Papiere von einer Besatzungszone in die andere war nicht möglich. Am nächsten Tag war Mutters Geburtstag, der 21.9. Onkel Willi blieb noch bis 15 Uhr und konnte anschließend mit der Bahn nach Berlin zurückfahren. Nach den Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch mussten wir uns am nächsten Tag eine politische Rede anhören und wurden mit den wunderbaren Zielen der Sozialistisch Demokratischen Einheitspartei vertraut gemacht. Mutter hatte nach dem Besuch von Onkel Willi sofort einen Brief an Vater abgeschickt und war gespannt, ob Antwort kommen würde. Die nächste Woche verlief ohne nennenswerte Ereignisse, unterbrochen lediglich durch eine Impfung und erneuter, für uns unnötiger Entlausung. Der 28.9. war wieder ein Sonntag und sollte uns eine weitere Überraschung bringen. Gegen Mittag erhielten wir Besuch von

Vater. Mutters Brief hatte er noch nicht erhalten, doch Onkel Willi hatte ihm ein Telegramm geschickt, welches auch angekommen war. Daraufhin hatte er sich sofort auf den Weg gemacht und war unter Umgehung der Reisebestimmungen bei uns angekommen. Eigentlich hätte er gar nicht hier sein dürfen, da er aus der britischen Besatzungszone kam. Doch die Wachtposten am Lagereingang hatten beide Augen zugeedrückt und ihm eine halbe Stunde Aufenthalt erlaubt. Die Freude war natürlich riesengroß. Über 2 Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen. Es mag merkwürdig klingen, doch irgendwie waren wir uns fremd geworden. Nach Ablauf der halben Stunde musste er das Lager wieder verlassen, und die Unterhaltung wurde draußen am Drahtzaun fortgesetzt. Wir, innerhalb des Lagers, und Vater draußen am Zaun. Es war ein trauriger, deprimierender Anblick. Vater musste wieder zurück zu seiner Arbeit und versprach, uns zu sich zu holen, sobald die Umstände es erlaubten. Mit diesen tröstlichen Aussichten auf baldige Zusammenführung blieben wir wieder unserem Schicksal überlassen. Anfang Oktober wurde die Quarantäne aufgehoben, nachdem wir noch einmal ärztlich untersucht worden waren. Das bedeutete freien Ausgang und Besichtigung des Ortes. Ich war ewig nicht mehr im Kino gewesen und so ist es nicht verwunderlich, wenn mich ein Kinobesuch reizte. Es spielte ein Kriegsfilm: „Admiral Lassimow“. Wegen der angenehmen Abwechslung war ich auch in den Folgetagen mehrmals im Kino. Zum Beispiel: „Der Engel mit dem Saitenspiel“ und „Wenn der junge Wein blüht“. Bezahlt wurde mit der noch gültigen Reichsmark, von der wir noch einiges gerettet hatten. Im Ort selbst war von den Kriegsfolgen nichts mehr zu spüren. Nur in den Geschäften herrschte gähnende Leere. Am 7.10. erhielten wir alle unsere neuen Papiere, und es hieß, wir sollten unsere Sachen packen, da wir in ein anderes Lager in Mecklenburg verlegt werden würden. Großmutter und Tante Erna widersetzten sich der Aufforderung. Sie waren nicht gewillt, weitere Strapazen auf sich zu nehmen und wollten lieber in der dortigen Gegend bleiben. Sie waren nicht die Einzigen, die so dachten. Es bildeten sich 2 Gruppen, die eine, die

weiterziehen wollte und die andere, die im Land bleiben wollte. Mutter und ich hatten sowieso nicht die Absicht, auf Dauer mit Großmutter und Tante Erna zusammen zu bleiben. Mecklenburg war uns außerdem sympathischer, zumal dichter an Schleswig-Holstein gelegen, wo Vater seine Bleibe und Arbeit gefunden hatte. Am nächsten Tag wurde es ernst, und wir mussten uns von Großmutter und Tante Erna verabschieden. Als festen Rettungsanker hatten wir ja Onkel Willis Adresse in Berlin. Dorthin wollten wir jeweils melden, wo wir abbleiben würden. Zum Glück konnte das Gepäck als Begleitgepäck aufgegeben werden und zwar bis zum Ziel-Bahnhof Randow bei Demmin. Insoweit waren hier inzwischen halbwegs normale Verhältnisse zu erkennen, abgesehen von den wenigen Zügen, die zur Verfügung standen und infolgedessen stets überfüllt waren. Für uns wurde ein Sonderzug eingesetzt, der nun nicht mehr aus Viehwaggons bestand. In Dessau mussten wir in einen Zug nach Berlin umsteigen, mit der Folge, dass wir wegen Überfüllung bis zum Bahnhof Berlin-Wannsee stehen mussten. Die Bahnstrecke bis ins Zentrum von Berlin war vermutlich noch nicht befahrbar, sodass wir alle aussteigen und mit der S-Bahn weiterfahren mussten, bis Bahnhof Friedrichstraße und von dort mit der U-Bahn bis zum Stettiner Bahnhof. Unsere Flüchtlingsgruppe, von vielleicht 30 Personen, hatte einen Begleiter dabei. Sonst wäre das Chaos sicher noch größer gewesen. Im Stettiner Bahnhof mussten wir durch eine Sperre, die mit Russen besetzt war. Die Abfertigung und Kontrolle unserer Papiere schleppte sich stundenlang hin. Nach endloser Wartezeit konnten wir wieder einen Zug besteigen, der uns weiter nach Norden brachte. Um Mitternacht kamen wir in Randow, einem kleinen Bahnhof auf der Strecke nach Stralsund, an. Der Gepäckwagen war – oh Wunder – mit am Zug, und wir konnten das Gepäck wieder an uns nehmen. Im Warteraum des Bahnhofs übernachteten wir in Hockstellung auf harten Bänken und dösten dem Morgen entgegen. Es sah nicht so aus, als wenn hier die Endstation unserer Reise sein sollte. An Schlaf war nicht zu denken, zumal

keiner wusste, wann es weitergehen würde. Unser Begleiter tat so, als wenn er auch nichts wusste und auf weitere Anweisungen wartete. Die Zeit verrann unendlich langsam, bis endlich kurz vor 6 Uhr morgens ein Zug eingesetzt wurde und uns zurück nach Neubrandenburg brachte. Hier waren wir bereits am Vortag durchgefahren, und wir kamen uns vor wie unerwünschtes Gesindel, das von einem Abstellgleis auf ein anderes geschoben wurde. In Neubrandenburg stiegen wir um in den Zug nach Pasewalk/Stettin. Der Zug kroch langsam dahin und erreichte am Nachmittag Löcknitz. Hier mussten wir aussteigen und marschierten zu einem nahe gelegenen Flüchtlingslager. Auf harten Eisenpritschen und Strohsäcken wurde übernachtet. Am Tag darauf wurden die einzelnen Familien auf verschiedene Orte in der näheren Umgebung verteilt. Wir waren für das Dorf Wartin vorgesehen. Wir sollten in Löcknitz zum Hotel Fischer gehen und könnten dort gegen ein Entgelt von 12 RM einen Klein-LKW anheuern, der uns nach Wartin bringen würde. Das geschah dann auch, und wir fuhren mit einem klapprigen, verbeulten und halb verrosteten Gefährt über holpriges Straßenpflaster dem ca. 25 km entfernt gelegenen Ort Wartin entgegen. Auf halber Strecke streikte der Wagen, und es dauerte lange, bis die Schrottkiste wieder lief. Gegen 19 Uhr, am 10.10.1947, kamen wir in Wartin an und meldeten uns, wie angewiesen, beim Bürgermeister. Der schickte uns zum Bauer Stelse, der uns Quartier zu gewähren hatte. Das Ehepaar Stelse war nicht sehr erfreut und taxierte uns misstrauisch von oben bis unten. Gegen die Machtposition des Bürgermeisters konnten sie jedoch nichts ausrichten und boten uns Tee und Brot an. Für die erste Nacht wurde für Mutter ein Sofa frei geräumt und für mich auf einer längeren Bank ein Lager hergerichtet. In dem Bewusstsein, vorerst die Endstation unseres Leidensweges erreicht zu haben, schiefen wir vor Erschöpfung ein. Für den nächsten Tag war die Registrierung beim Bürgermeister vorgesehen, damit wir Lebensmittelmarken erhielten und etwas kaufen konnten. Der Bürgermeister war an diesem Tag jedoch nicht zu sprechen.

Es hieß, er sei betrunken. Frau Stelse hatte Mitleid mit uns, und wir konnten an der Mittags- und Abendmahlzeit teilnehmen. Sie hatte auch eine kleine Kammer mit 2 Betten für uns frei gemacht, sodass wir endlich menschenwürdig schlafen konnten. Der nächste Tag war ein Sonntag und Erntedankfest. Der Bürgermeister war mit Feiern beschäftigt und stand für unsere Nöte nicht zur Verfügung. Der Festzug zog durch das Dorf, und es hieß, dass Kuchen verteilt würde. Bis der Umzug bei uns vorbeikam, war vom Kuchen nichts mehr übrig. Am Montag endlich war die Amtsstube besetzt, und wir erhielten unsere Lebensmittelmarken. Nun endlich konnten wir Brot kaufen und waren nicht mehr auf das Wohlwollen der Frau Stelse angewiesen. In der Nähe war eine Poststelle, und Mutter gab 2 Telegramme mit unserer neuen Anschrift auf, das eine an Vater und das andere an Onkel Willi in Berlin. In den nächsten Tagen machten wir uns beide nützlich und halfen dem Bauern bei der Kartoffelernte hinter der Maschine und beim Rübenaufnehmen. Das Wetter war zeitweise sehr schlecht, mit Regen und Hagel, und die Arbeit war unter diesen Bedingungen alles andere als lustig. Als Gegenleistung hatten wir dafür freie Kost und Unterkunft und hatten keinen Grund, uns zu beklagen. Am Abend des 2. 11. überraschte uns Vater mit seinem Besuch. Er hatte Mutters Telegramm erhalten und sich alsbald auf den Weg gemacht, um uns zu sich zu holen. Zu dieser Zeit blühte der Schwarzhandel mit allen möglichen Sachen, und die Zonengrenzen waren noch lückenhaft gesichert, obwohl sie besonders von den Russen stark bewacht wurden. Vater war es jedenfalls zum zweiten Mal gelungen, die Grenzwachen zu umgehen. Unsere wenigen Sachen waren bald gepackt, und unsere heimliche Abreise war für den nächsten Abend vorgesehen. Zunächst wollten wir versuchen, zu Onkel Willi nach Berlin zu gelangen. Bei Einbruch der Dunkelheit schlichen wir uns davon und gingen zu Fuß zur nächsten Bahnstation nach Kasekow. Dort stiegen wir in den Zug Richtung Angermünde, mussten umsteigen nach Eberswalde und dort noch einmal nach Bernau. Von hier fuhr die S-Bahn bis Born-

holmer Straße. Noch einmal hieß es umsteigen in die Straßenbahn Linie 8 nach Weißensee, wo Onkel Willi seine Wohnung hatte. Es war spät in der Nacht, als wir dort ankamen. Natürlich herrschte allgemein große Freude. Die Brüder Paul und Willi sahen sich nach dem Kriege das erste Mal wieder und hatten sich verständlicherweise viel zu erzählen. Ich glaube, in dieser Nacht wurde kaum geschlafen. Am nächsten Tag verstaute wir unsere unwichtigen Habseligkeiten in zwei Pakete, adressierten sie an Vaters Anschrift und brachten sie zur Post. Bei unserer Flucht in den Westen wollten wir so wenig Gepäck wie möglich mitschleppen. Es blieb dann für jeden auch nur noch ein Rucksack voll übrig und ein Eimer mit Geschirr und Lebensmitteln. Willis Freund, Herr Höft, hatte Fahrkarten bis nach Oebisfelde an der Zonengrenze besorgt. Von dort wollten wir versuchen, schwarz über die Grenze zu gelangen. Am Folgetag, dem 6.11., sollte die Reise losgehen. Nachdem wir uns zum Mittag noch einmal richtig satt gegessen hatten, wurden die Rucksäcke umgeschnallt und Abschied genommen. Die Straßenbahn Nr. 74 brachte uns bis zum Alexanderplatz, vorbei an zerbombten Gebäuden und ganzen Straßenzügen, die in Schutt und Asche lagen. Die Verkehrsmittel hatte man als erstes wieder notdürftig in Stand gesetzt. Mit der S-Bahn ging es dann weiter bis zum Lehrter Bahnhof. Der Zug Richtung Oebisfelde fuhr erst gegen 17 Uhr, sodass wir reichlich Zeit hatten, das hektische Treiben auf einem Großstadtbahnhof zu beobachten. Oebisfelde erreichten wir gegen 1 Uhr in der Nacht. Bis gegen 3 Uhr wurde noch gewartet und dann zogen wir zusammen mit 4 weiteren Frauen los. Eine der Frauen kannte den Weg und führte uns. Es war ziemlich finster, der Wind trieb Wolkenfetzen am blassen Mond vorbei. Unter Herzklopfen schlichen wir eine Allee entlang, am Friedhof vorbei, stiegen über Zäune und Hecken, bis wir schließlich freies Wiesengelände erreichten. Die Grenze bildete ein kleiner, etwa 4 m breiter Fluss, vermutlich die Aller, den wir überqueren mussten. Von Grenzposten war in der Dunkelheit nichts zu sehen, also schlichen wir weiter bis an den Fluss. Vater vorne-

weg hatte sich schon Schuhe und Strümpfe ausgezogen und watete durch den gut knietiefen Fluss, in der einen Hand den Eimer mit Geschirr und Lebensmitteln und in der anderen die Schuhe und Strümpfe. Er war drüben, legte die Sachen und den Rucksack ab, und kam zurück, um uns zu helfen. Wir hatten inzwischen auch die Schuhe und Strümpfe ausgezogen und wollten gerade in den Fluss steigen, als plötzlich Maschinengewehrsalven durch die Nacht peitschten. Kommandos: „Stoi“ schollen uns entgegen und 2 schimpfende uniformierte Russen mit den typischen Fellmützen standen vor uns. Die anderen 4 Frauen waren fixer gewesen und gaben auf der anderen Seite Fersengeld, bis die Dunkelheit sie schnell verschluckte. Wir armen Sünder standen barfuß zitternd da, ein Rucksack, den Eimer mit Geschirr und Verpflegung sowie Vaters Schuhe und Socken auf der anderen Seite des Flusses. Wir wurden auf der Stelle abgeführt und mussten die Sachen auf der anderen Seite der Landesgrenze zurücklassen. Auf der Wache nahm man uns die Ausweise ab und unter militärischem Schutz geleitete man uns wie Schwerverbrecher in den nächstgelegenen Keller. Hier waren wir nicht allein; ein bunt zusammen gewürfeltes Häuflein Menschen von Zonenflüchtlingen bevölkerte den Raum. Eine Trennung nach Männlein und Weiblein erfolgte und dann wurde hinter uns abgeschlossen. Es waren überwiegend Wirtschaftsschieber, die mit ihren Waren Tauschgeschäfte von hüben nach drüben machten und dabei geschnappt worden waren. Das Geld war ja nichts mehr wert und wurde von der Zigaretten-Währung abgelöst. Für Zigaretten bekam man fast alles. Einer der Tausch-Händler hatte grüne Heringe dabei, die einen erbärmlichen Gestank verbreiteten. Alle hockten apathisch auf dem Fußboden und zählten die Minuten, die im Schneckentempo zu verrinnen schienen. Eine schwache Lampe beleuchtete die Szenerie. Vater entdeckte in einer Ecke alte Lumpen, die er in Streifen riss und seine kalten Füße damit umwickelte. Erst am nächsten Nachmittag wurden wir aus unserem Arrest befreit. Sicher wurde der Platz benötigt, um die Grenzgänger der folgenden Nacht aufzunehmen. Unter Aufruf der Personen, anhand der abgenommenen Ausweise, wurden 2 Gruppen gebildet. In die erste

Gruppe kamen alle, die zur sowjetischen Besatzungszone gehörten und in die zweite Gruppe die aus den westlichen Besatzungszonen. Das hatte zur Folge, dass wir wieder von Vater getrennt wurden. Die Russen hatten ostdeutsche, systemgetreue Hilfskräfte dabei, die für die Sortierung zuständig waren. In dem allgemeinen Durcheinander war es Mutter gelungen, einen dieser Hilfskräfte mit Geld und guten Worten zu bestechen, damit er uns unauffällig zur westdeutschen Gruppe rüberschob. Jetzt waren wir zum Glück wieder beisammen und wurden wie eine Hammelherde in Begleitung bewaffneter Russen über die Grenze geleitet. Was waren wir froh, als wir den Grenzstreifen passiert hatten und die Russen wieder in ihr Gebiet zurückgingen. Der nächste Bahnhof war 4 km entfernt in Velpke. Vater musste infolge der abhanden gekommenen Schuhe und Strümpfe bei der nasskalten Witterung die ganze Strecke auf den Lumpen laufen. Beim nächstbesten Bauernhof versuchte er sein Glück und konnte sich zumindest ein Paar Holzklotzen erbetteln. Abgekämpft erreichten wir den Bahnhof Velpke und erwischten um 15.40 Uhr einen Zug nach Braunschweig. Von dort hatten wir Anschluss in Richtung Hamburg. Die Züge fuhren nicht regelmäßig und waren allesamt hoffnungslos überfüllt. Wir mussten auf den Gängen stehen und bekamen knapp Luft. Nie wieder habe ich solche Menschenmassen in den Zügen drängeln gesehen. Am nächsten Tag, gegen 8 Uhr, waren wir in Hamburg. Der D-Zug nach Flensburg fuhr erst um 9.20 Uhr, sodass Vater endlich Zeit fand, sich ein Paar Socken zu kaufen. Er brachte auch noch belegte Brötchen mit, um unseren größten Hunger zu stillen. In Flensburg waren wir gegen 13 Uhr. Der Anschlusszug nach Leck fuhr erst um 18.10 Uhr, sodass wir reichlich Zeit hatten, eine Mittagsmahlzeit einzunehmen und Brot und Lebensmittel von Vaters Marken zu kaufen. Abends um 19 Uhr, am 8.11.1947, waren wir endlich in Leck, fast am nördlichsten Zipfel von Deutschland, angekommen, wo zunächst für längere Zeit unsere zweite Heimat sein sollte.